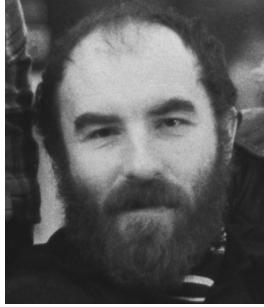


IVAN BINAR

Die Kunstkitterei

*Erstdr. 1988
(Auszug)*



IVAN BINAR
Geb. 1942 in Boskowitz

Nach der Matura in Troppau (1959) schloß der Sohn eines Buchhalters 1963 in Ostrau ein Lehramtsstudium in Tschechisch, Geschichte und bildnerischer Erziehung ab. Nach dem Militärdienst arbeitete er als Lehrer und von 1968 bis 1971 als Redakteur. Sein erstes literarisches Werk, ein Kinderbuch, war 1969 erschienen. I. J. 1971 wurde er wegen Mitwirkung an einem die sowjetische Okkupation kritisierenden Musical im Ostrauer Theaterclub „Waterloo“ in der Saison 1968/69 verhaftet und büßte dafür 1971/72 eine zwölfmonatige Gefängnisstrafe wegen Aufwiegelung und Veröffentlichung antisowjetischer Literatur ab. Die Zeit im Gefängnis hielt er in dem 1978 im Samisdat edierten autobiographischen Roman „Rekonstrukce“ (Die Rekonstruktion, deutsch 1985) fest. Nach der Unterzeichnung der Charta 77 wurde Binar, der seit der Entlassung aus der Haft unter ständiger Polizeiaufsicht gestanden war, gezwungen, die CSSR zu verlassen, und ging nach Aberkennung der Staatsbürgerschaft mit seiner Familie ins österreichische Exil. Von Wien, wo er als Restaurator und später als Dolmetscher im Flüchtlingslager Traiskirchen beschäftigt gewesen war, übersiedelte er 1983 nach München. Als „Radio Freies Europa“ i. J. 1994 nach Prag verlegt wurde, kehrte Binar als Redakteur des Senders in seine Heimat zurück. In „Kytovna umění“ (Die Kunstkitterei, 1988, deutsch 1997) beschreibt er die angesichts seiner mangelnden Deutschkenntnisse fast aussichtslosen Versuche, in Österreich eine neue Existenz aufzubauen, ohne deswegen gegenüber der Stadt eine negative Einstellung zu entwickeln. In dem Roman „Sedm kapitol ze života Václava Netušila“ (Sieben Kapitel aus dem Leben Václav Netušils, 2000) kehrt Ivan Binar zwar noch einmal zu den Umständen des Exils zurück, ist aus der zeitlichen Distanz jedoch zu einer weitaus komplexeren Reflexion von allgemein existentieller Bedeutung fähig.

ICH HEISSE JIŘÍ BÁRTA und wurde mitten im Krieg im sogenannten Protektorat Böhmen und Mähren in Mähren geboren. Einfach ist es nicht, in einer Welt ohne Háčeks und Längenzeichen über den Buchstaben Jiří zu heißen, aber selbst das ist möglich. Man sagt hier lieber Bárta zu mir, was besser ist, als Jiri oder gar Jischi genannt zu werden. Meine Frau heißt Helena Bártoová (geborene Vávrova), Petr und Helenka sind unsere Kinder, Helenka ist um sechs Jahre jünger. [...]

Da ich weiß, wie es um das Lesen von Einleitungen bestellt ist, wiederhole ich lieber, daß ich in einer KUNSTKITTEREI in der Kettenbrückengasse Nummer 15 in der Werkstatt beschäftigt bin (der Geschäftsraum in derselben Gasse hat Nummer 13!) und fünfzig Schilling netto pro Stunde bekomme – Gangtoilette, miserable Heizung und anständige Behandlung inbegriffen.

An den vergitterten Fenstern der KUNSTKITTEREI entlang geht der alte Herr Marsano, Seniorchef der Firma MARSANO UND SÖHNE – SPEISEÖLE, ein pensionierter Herrscher. Er bleibt stehen, betrachtet eine Zeitlang ein Kunst kittendes Mädchen, aber schließlich spricht er mich an: – Na, essen! Wann gehen Sie essen? – fragt er, weil ich mich in unmittelbarer Nähe, am Fenster, befinde. – Ich habe schon gegessen, Herr Marsano, zwei Wurstsemmeln – erwidere ich. – Und Bier? – bohrt er weiter, weil er weiß, daß ich Tscheche bin, und Tschechen trinken ja pausenlos Bier. – Ich hab mir Tee gekocht – antworte ich, obwohl ich ein Gösser Bier aus der Steiermark getrunken habe. – Ihr Tschechen seid doch Biertrinker – mißtraut mir der alte Herr. – Ja, schon, aber wir trinken auch Tee. – Mahlzeit! – läßt der Vater von Marsano und Söhne verdrossen verlauten und schlurft seinem Dackel, offensichtlich zum Mittagessen, nach. Der Dackel klumpert mit der Hundemarke und schüttelt den schnurrbärtigen Kopf. Er läuft voraus und wartet. Obwohl der alte Herr keinen Schnurrbart, keine Hundemarke und keine kurzen krummen Beine hat, sind sie einander unglaublich ähnlich; wie ein Ehepaar nach der goldenen Hochzeit.

Ich mußte aufs FINANZAMT, um mit Herrn Komareck meine finanziellen Angelegenheiten zu besprechen. Nach Erledigung einer kleinen Unannehmlichkeit plauderten wir noch ein Weilchen über die Herkunft der Wiener Familiennamen; zurück ging ich, um Geld zu sparen, zu Fuß und schlenderte noch lange auf dem Naschmarkt herum, besichtigte Granatäpfel, Kiwifrüchte, lebendige Krebse und Tiroler Schinken, um nicht gleich wieder Kunst kitten zu müssen. Viktor Hratz, der Chef, war gerade auf Reisen, und Chefin Greta hat ihren eigenen Zeitvertreib. Wie mir der alte Herr Marsano die Leviten las, als ich zurückkam! Sogar der Dackel schaute mich tadelnd an: – So einen Arbeiter hätte ich in meiner Firma nicht geduldet. Menschenskind, wo haben Sie sich die ganze Zeit herumgetrieben! – Was sagen Sie, Herr Marsano? – fragte ich den ausgedienten Herrscher über eine Firma, die mit Kunst nicht allzu viel gemein hat. Offenkundig hatten sich die Kapitalisten aller Länder gegen uns arme Arbeiter vereinigt. – Ich verstehe Sie nicht – fügte ich hinzu. Er wiederholte mir seine albernen Vorwürfe mit erhobener Stimme – die übliche Reaktion der hiesigen Leute beim Gespräch mit einem Ausländer, der sie nicht versteht. Wenn selbst lautes Sprechen nicht zum Ziel führt, beginnen sie, statt korrekter Verbalformen, Infinitive zu verwenden, und verfallen ins Duzen. – Duzen Sie mich nicht und schreien Sie mich nicht an. Ich kann doch sowieso nicht deutsch! – brüllte auch ich nun in seiner Muttersprache los – aber mit dem starken Akzent, wie ihn hier die Komiker in Cabarets verwenden. – Aha – sagte der alte Herr Marsano und begab sich mit der frischen Denunziation in unseren Geschäftsraum Nummer 13.

Aber es wurde ein Reinform, niemand war da. Kollege Ljubo hatte das Schild KOMME GLEICH an die Tür gehängt, und die Frau Chefin spielte im Gasthaus ZUM CHARLI mit Onkel Felix Würfel. Oh, wie schön es ist, Ausländer zu sein: Wenn man nicht will, hört man nicht.

[...]

Kollege Ljubo Tobolar, geboren mitten im Krieg in Belgrad, mit einem Ustaschamann als Vater und einer Tschechin als Mutter, ist Absolvent der Wiener Akademie für Malerei, spricht fließend wienersisch, deutsch und englisch; aus den slawischen Sprachen verwendet er folgende Ausdrücke: *molim*, *chvala ljepa*, *vino*, *gowno*, *do perdele*, *schetzko jedno*, *gema auf lepschi* und *roboty-roboty*. Die Mischung – *bitte*, *dankeschön*, *Wein*, *Scheiße*, *in den Arsch*, *alles eins*, *auf Lepschi*



*I. Binar mit dem Exilautor und Liedermacher
Karel Kryl (1944–1994) in Wien 1978*

*I. Binar mit seiner Familie nach
der Ankunft in Wien 1977*



gehen und *Dalli-Dalli* – läßt darauf schließen, daß Humor ihm nicht fremd ist. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, in einem kleinen Laden in eine Arbeit vertieft zu sitzen, bei der man mit dem Gehör die Umgebung wahrnehmen, einem Gespräch lauschen und nichts verstehen kann. Chefin Greta unterhält sich mit Ljubo in einem Dialekt mit kurioser wiegender Melodie – schlampigem Wienerisch, zu faul, um alle Silben zu artikulieren. Auch die Auftraggeber sprechen durchwegs auf diese Weise. Sie kommen mit Scheinen und Geld. Den Schein überreichen sie der Chefin, diese lächelt holdselig und beginnt zu suchen. Sie sucht in der Vitrine mit der fertigen Ware, anschließend auf den Stellagen mit den armen Porzellankrüppeln, auf den Tischen zwischen Pinseln und Gläsern mit Verdünnungsmittel und eingetrocknetem Lack, auf dem Fußboden sucht sie unter den Tischen und Stellagen, und wenn sie nicht fündig wird, lügt sie dem Kunden mit entschuldigender Intonation vor, daß an seinem Tiger in der Werkstätte Mariahilfer Straße gearbeitet würde, er solle ihn in einer Woche holen kommen. Der Kunde gibt ein verdrossenes Näseln von sich und steckt seinen Schein für den Tiger in die Börse zum Geld.

Greta macht es keinen Spaß im Laden, nicht einmal mit dem Cognac, um den sie Ljubo in den BILLA-Markt schickt, eine Flasche pro Tag. Lieber hockt sie im Wirtshaus ZUM CHARLI und zahlt sechsmal soviel für den Cognac (sofern es überhaupt Cognac ist). Sie würfelt mit Charli und Onkel Felix um kleinere Beträge. Ins Geschäft kehrt sie erst knapp vor sechs, vor dem Zusperrren, zurück. Onkel Felix hat in Stalingrad ein Bein verloren, er ist trotzdem ein Geck mit seinen Krücken, braun gebrannt und weißhaarig ähnelt er den Helden von den Titelseiten der Zeitschrift NEUE POST FÜR DIE FRAU. – Ich bin ein alter Nazi – sagt er ohne Scham von sich, und ich weiß nicht, ob es ein Scherz ist. Ich fürchte, nein. Sobald ich die Sprache ein bißchen erlernt hatte, fragte ich Ljubo im Restaurant DALMATIA um seine Meinung. – Man hat ihm im Krieg ein Bein abgeschossen – überlegte Ljubo bei einem Viertel Prošek – da kann er doch nicht zugeben, daß es umsonst war.

[...]

HELENAS RING FAND SICH unversehrt am Donnerstag, dem 26. Mai, am späten Nachmittag, von unten in ein Bein des Geschirrschranks gebohrt. Fast drei Jahre hatten wir ihn vermißt (ich eigentlich nicht, ich hatte ja meinen nicht verloren). – Er wird sich schon

finden – hatte Helena damals gesagt, als sie feststellte, daß nichts da war, um es an ihren Finger zu stecken. Knapp vor der Abreise wurde er gefunden.

Die Wohnung war schon geräumt, Möbel und Teppiche verschenkt, nur diese riesige Anrichte (man hätte sie in acht Teile auseinanderschrauben müssen) stand in einem leeren Zimmer auf dem Husplatz Nummer 3, gegenüber der evangelischen Kirche. Die Fauteuils, das Sofa und der Couchtisch gehörten uns nicht mehr, aber wir saßen noch um ihn herum und freuten uns über den Fund von Helenas Ehering – jetzt fehlte uns nichts mehr. Das war 1977 gewesen, wir hatten neue Pässe mit dem Stempel AUSSIEDELUNG, Fahrkarten für den CHOPIN-EXPRESS von Moskau nach Wien-Ostbahnhof via Ostrau, drei Koffer mit Kleidung, Essen und Sliwowitz von meinem Schwiegervater, eine Fünfhunderter-Banknote mit dem Bild Josef Ressels, Förster und Erfinder, eine Handvoll Kleingeld – Schillingmünzen. Die Schreibmaschine in einem Köfferchen, fünfunddreißig Jahre Leben in der Tasche, in der Seele Hoffnung – den Glauben, daß wir noch nicht sterben. Die Kinder freuten sich auf einen Ausflug. Ich hatte noch Angst, große Angst, sie würden uns in letzter Minute aus dem Zug holen, ließ es mir aber nicht anmerken. Am meisten fürchtete ich mich in Břeclav auf dem Bahnhof, am Morgen des 27. Mai, als sie uns aus diesem Zug herausholten und unter Maschinenpistolenbewachung an ihm entlang ins Zollhaus abführten.

[...]

Mein neuer Freund Miloš Žáček hatte mich in sein komisches Auto aus zerquetschtem kirschfarbenen Blech mit einem Aufkleber, auf dem sich eine von einem Ohr zum anderen lachende Sonne und die Aufschrift ATOMKRAFT NEIN, DANKE befanden, verfrachtet. Wir fuhren die Mariahilfer Straße hinauf, parkten im Halteverbot und stiegen aus. Hinter der Kreuzung, gleich neben dem MATADOR-Geschäft, hängt über dem Gehsteig auf einem gelben Schild die grüne Aufschrift KUNST-KITTEREI, was ich mir flink und nicht gerade sehr genau als „Kitterei der Künste“ in meine Muttersprache übersetzte und dabei herzlich lachen mußte. – Er heißt Viktor Hratz und hat ein Herz für arme Krüppel – sagte Miloš, ein in seine eigenen Einfälle verliebter Enthusiast. – Meinst du, es steht so schlecht um mich? – Na, blendend sieht es nicht aus – sagte er als Kenner der Verhältnisse. – Kannst du deutsch? Du kannst es nicht! – Und er hatte recht. – Hab keine

Angst, und laß mich verhandeln – meinte er im Aufzug aus dem Parterre in den Mezzanin. Mir blieb ja auch nichts anderes übrig.

Er sprach mit einem zierlichen Herrn ohne Haare, meinem zukünftigen Chef Viktor Hratz, in der Sprache von Hinterdonau, woraus ich entnahm, daß Herr Bárta ein Mann hervorragender Qualitäten war und Kunst zu kitten für ihn ein Kinderspiel sein würde, sobald er es erlernt hätte, auch wenn sein „Doitsch“ bis jetzt nicht das beste wäre.

[...]

Genau um Mitternacht, vom 26. zum 27. Mai 1977, hatten wir uns aus den Fauteuils, von der Couch und vom Fußboden erhoben. Wir waren sechzehn Gäste und vier Reisende. Ich wollte Martin die Schlüssel geben, denn er besaß schon das Dekret für unsere Wohnung. Aber ich durfte es nicht. Ich mußte sie dem Hausherrn übergeben, der verpflichtet war, sie morgen früh beim Nationalauschuß abzuliefern. Dort würde Martin sie sich nach drei Tagen abholen. Innerhalb dieser drei Tage würde jemand die Abhöranlage entfernen oder so ummontieren, daß man bei Malerarbeiten nicht auf sie stößt.

Wir gaben jedem der Anwesenden die Hand, umarmten einander, als ob wir auf eine weite Reise, als ob wir für immer fortgingen. Dabei fuhren wir nur über die Donau, nach Wien – ein Katzenprung! Wir gingen weg aus dieser Welt, und Helenka piffte vor sich hin. Mäuschenstill stiegen wir die Treppen zum Husplatz hinunter und setzten uns in das gelbe Auto von Igor Honza Ducháček, einem Mittelschulprofessor für Russisch, derzeit Taxifahrer. Hinter uns stieg seine Frau Mariana ein. Wir winkten den Gästen und brachen auf: die Ducháčeks zum Bahnhof, unsere Kinder auf einen Ausflug, und Helena und ich ins Unbekannte.

Auf dem neuen Bahnhof in Ostrava-Přívov haben Alkoholiker keine Chance. Vor dem neuen Gebäude ein Springbrunnen, in den Hallen grelles Licht, keine Bänke, keine Schlupfwinkel. Ein Paar Genossen der Nationalen Sicherheit patrouilliert durch die Räume, hat ein wachsames Auge, kontrolliert Verdächtigen die Papiere. Mit den Koffern und den Kindern sahen wir wie ordentliche Reisende aus. Wir schleppten uns auf den Bahnsteig und warteten auf den CHOPIN-EXPRESS von Moskau nach Wien, planmäßige Abfahrt 0.51 Uhr, nur dreißig Minuten Verspätung.

[...]

Und dann tat sich der Zaun namens Eiserner Vorhang auf, an der Landschaft änderte sich nichts, der Herrgott hat nur eine einzige Welt erschaffen – für Menschen, Spatzen, Kaninchen, für alle Lebewesen. Es war, als ob man aus dem Fenster eines brennenden Hauses in ein aufgespanntes Sprungtuch springt – man ist um sein Haus gekommen, hat einen verstauchten Knöchel, aber das Leben ist gerettet. Helenka begann vor sich hin zu pfeifen.

[...]

Erst in dem Personenzug, als ich die Mauer zwischen den zwei Welten durchbrach, erst hinter dem Zaun, überkam mich die Sorge, was jetzt werden sollte. Wo würden wir schlafen – meine drei Leute und ich, mit drei Koffern und einer Tasche, mit einem Fünfhundertschillingschein (wieviel Geld war das eigentlich?). Was, wenn mir wieder jemand ins Gesicht spuckt, wenn ich am Nordbahnhof aus dem Bummelzug Břeclav–Wien aussteige? Ach was, vor den Augen meiner Kinder werde ich mir mit dem Ärmel das Maul abwischen und mich dann in der Donau waschen, Wasser gibt es dort genug, und niemand wird etwas merken.

Gut ging es aus, Lojzík, wir schliefen in frisch überzogenen Betten unter der Reproduktion des Rembrandtbildes DER KÜNSTLER UND SEINE GATTIN SASKIA, sauber gebadet. Jetzt kitten wir hier in der Kettenbrückengasse 15 gemeinsam Kunst und regen uns über unseren Chef Viktor Hratz auf, wenn er uns für die wöchentliche künstlerische Tagelöhnerlei mit einem ungedeckten Scheck entlohnt.

[...]

Ein einflußreicher Landsmann mit Beziehungen, Mládek, arrangierte mir eine Visite bei Herrn Moosbauer. Ich entschuldigte mich also in der Kunstkitterei bei Chefin Greta, da ich dem Besuch bei Herrn Moosbauer eine weitaus größere Bedeutung zumaß, als er es verdiente, und fand mich mit meiner ins Deutsche übersetzten Erzählung über Hubert Škapa in einem pompösen Gebäude im Ersten Bezirk ein (bekleidet mit Sakko, Halstuch statt Krawatte – Künstler! – die Erzählung in einer Mappe der Bank CREDITANSTALT). Herr Moosbauer, Lojzík, ist nämlich ein bedeutender Repräsentant der Wortkunst, einer Kunst, die mir näher steht als kaputttes Porzellan, Keramik oder Fayence, und die Erzählung über Hubert Škapa war gelungen, vortrefflich übersetzt. Die Dame hinter dem Schalter in der Halle vernahm meinen Namen und lächelte freundlich; ich würde schon erwartet, sagte sie mir, dritte Tür

links. Auch Herr Moosbauer war leutselig, er bezeugte Interesse an der Art meiner Lebensführung in der Stadt Wien. – Schade, daß Sie noch nicht deutsch schreiben, das sollten Sie. – Ich werde wahrscheinlich nie deutsch schreiben, ich kann es nicht, Herr Moosbauer, das werde ich nicht mehr lernen, ich will auch gar nicht. – Und Sie können eine etruskische Amphore restaurieren? – fragte er mich mit unverhohlenem Interesse. – *Allerdings!* – erwiderte ich selbstbewußt und in Schriftsprache. Herr Moosbauer hatte sich nämlich in Italien zu erschwinglichem Preis eine ganze Tasche voller Scherben aus rotem Lehm mit schwarzem und ockergelbem Dekor gekauft – er hatte sie im Nebenzimmer – sehr schöne Scherben waren es, die Patina fast echt, der Krempel mußte einige Zeit im Meer gelegen haben, eine gelungene Fälschung. Die Innenseite verriet dem Kenner jedoch, daß alles auf einer elektrisch betriebenen Töpferscheibe gedreht worden war.

Die Mappe mit dem Signet CREDITANSTALT ließ ich zu, und heim ging ich mit einer kaputten Vase und der Beteuerung von Herrn Moosbauer, ich würde ihm eine große Freude bereiten, wenn ich sie ihm zusammengeklebt wiederbrächte.

[...]

Und als ich zum zweiten Mal zu Herrn Moosbauer kam, mit der fachmännisch geklebten und schönen, von einer echten kaputten und wieder geklebten nicht zu unterscheidenden Amphore, hatte ich die Erzählung über Hubert Škapa in der Gesäßtasche meiner Jeans stecken und war entschlossen, zum Erpresser zu werden. Herr Moosbauer hatte ein mit meinem Namen versehenes Kuvert vorbereitet und darin die einem Handwerker angemessene Geldsumme, das Honorar für die Arbeit eines Kunstkitters, ein verlockend inhaltsschweres Kuvert. Ich packte die Kunst aus dem Klopapier aus und stellte sie auf ein makellofes Tischchen, damit sie in vollem Glanz erstrahle. Auch die Dame hinter dem Schalter im Vorzimmer kam angelaufen und jauchzte begeistert, bewunderte wortreich die aus einem Haufen unechter Scherben auferstandene Schönheit. Flink eilte sie, um einen Elefanten mit abgebrochenem Rüssel zu holen. – Wenn Sie das so schön können, hier, ich habe Ihnen einen Verwundeten mitgebracht. Ich kann gut verstehen, in welcher Lage Sie sind, und mir macht es große Freude, ein Erbstück von meiner Mutter ... Die Menschen sollen einander helfen. – Verzeihung, *gnädige Frau* – sagte ich höflich und machte mit der Linken die Geste Apage Satana – kaputte Elefanten kitte ich von acht bis vier

an meinem Arbeitsplatz, innerhalb der Österreichischen Gesellschaft für Literatur aber bin ich ein tschechischer Schriftsteller! Ich griff in meine Gesäßtasche und entfaltete über dem Kuvert mit Herrn Moosbauers Geld die Erzählung über Hubert Škapa, strich die zerknitterten Seiten glatt und verabschiedete mich in gebührender Form von Herrn Moosbauer und auch von der Gnädigen.

(Die Erzählung erschien dann in der repräsentativen Zeitschrift „Literatur und Kritik“, und vom Honorar kaufte ich mir Socken, eine Semmel mit warmem Leberkäse und drei GÖSSER Biere in Europanormflaschen.)

[...]

Ich ging zum Ostbahnhof, um Pet'ka Podhrázký, einen alten Freund aus der Sonntagsschule, willkommen zu heißen; er hatte einmal Schauspieler werden wollen, daher schmierte er sich Nußöl ins Haar und zwang es in einsamen Stunden mit einem Netz, nach hinten gekämmt, die richtige Form zu behalten. [...]

Pet'ka kam mit dem CHOPIN-EXPRESS nach Wien, war kein Schauspieler, brachte mir eine Flasche Ostrauer Zwölfprozentiges, und ich begrüßte ihn auf Art der alten Slawen mit Brot und Salz. Jetzt wohnt er bei uns in Wien, wir stehen gemeinsam auf unserem Balkon, der einem mit Bändern aus violetten Pelargonien geschmückten Vorschiff ähnelt, und aus den Alpen bläst der warme Föhn, zerzaust uns das schütter gewordene Haar. Wir schauen auf die Konditorei von Herrn Netolický hinunter, in der unsere Helenka im Handumdrehen ihr ganzes Taschengeld verpraßt; unser Blick schweift hinüber zum weitläufigen Augarten mit der berühmten Porzellanfabrik und den Fliegerabwehrtürmen, himmelhohen Betonblöcken, die hier vom Krieg übrigblieben, und die abzutragen problematischer wäre, als es ihr Bau gewesen war (und wer weiß, vielleicht werden sie noch einmal für etwas zu brauchen sein ...). In tiefem Frieden, an der Wende von den siebziger zu den achtziger Jahren, sage ich: – Pet'ka, wohin hauen wir ab, wenn die Zeit kommt? Ich hab keine Lust mehr. – Einen Sandsack dort ans Geländer – meint Pet'ka – ein schweres Maschinengewehr, du wirst mir den Patronengurt reichen. Lebend bekommen sie uns nicht. Wohin sollten wir fliehen? Und weg mit den Pelargonien, sie würden den Ausblick behindern.



*Martin Osterider, Aus der Fotoinstallation
„Umgebung (Schaufenster in 1060 Wien)“, 1996*

*Armin Bardel, Flakturm im
Augarten (1999)*



Ich drehte die Platte auf dem Grammophon um, und Primas Radek Zapletal ließ sein Instrument aufjaulen, Jožka Černý intonierte:

*Als Soldat zog man mich ein in Hodonín,
die Haare schor man mir,
meine Locken, heja, haj, fielen runter auf die Knie,
da weinten mein Mütterlein und meines Herzens Liebste.*

*Wein nicht, mein altes Mütterlein,
ich spring schon weg, wenn die Kugel fliegt,
ich spring weg, heja, haj, wie ein Sternlein am Himmel
spring ich weg, wenn die Kugel fliegt.*

Schön ist es, romantisch, bis zum letzten Atemzug eine Mietwohnung mit eigenen Pelargonien zu verteidigen in einem Land, das sich unser angenommen, uns ein Dach über den Kopf und auch die Möglichkeit eines Lebensunterhalts verschafft hat, Freiheit des Wortes, der Konfession und auch Versammlungsrecht, unter der unausgesprochenen Bedingung, daß wir seine Sitten einhalten, die Sitten eines anständigen mitteleuropäischen Landes mit demokratischer Verfassung und funktionierendem Parlament, unsere Sitten. – Wie lange braucht ein Panzerwagen aus Hodonín nach Wien, Pet'ka? Ein Stück durchs Marchtal, hinter Břeclav den Zaun durchbrechen und querfeldein über die Ebene (dein Bruder wird ihn lenken in einer Tarnuniform, mit einem Stern auf dem Koppel), im Augarten hält er an, und päng! – unser Haus stürzt ein zu einem Haufen Pelargonien. Also, wohin werden wir noch fliehen? Wohin? Nach Australien, nach Neuseeland, auf den Mond oder an den Arsch der Welt? Wo werden wir ein Plätzchen für ein ruhiges Leben und ein stilles Sterben finden? Wo ist diese Insel der Seligen, und womit haben wir sie uns verdient? [...]



Armin Bardel, Prater (1998)

*Jan Šafránek, Fest auf dem
Land II (1980)*

